Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 27 (1923-1924)

Heft: 4

Artikel: Der Unbekannte

Autor: Burg, Anna

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-664730

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Der Unbekannte.

Skizze bon Anna Burg.

"Es ist Herbst geworden," dachte die ältlich aussehende, aber trotdem in ein ganz hellfarbi= ges Morgenkleid gehüllte Helene Hammer, wäh= rend sie den Vorhang vom Fenster zurückschob und in die graue Straße hinausblickte. Sie zog dabei die Schultern in die Höhe, als ginge ihr ein plötlicher Frost über den Rücken. Dann wandte sie sich mit einer gewissen unbewußten Hoffnungslosigkeit ins Zimmer zurück. Bewegungen hatten etwas Langfames, Stocken= des; es war kein Antrieb darin. Sie fühlte sich beute einsamer, nutloser, verlassener als je. Und während sie nun ihr Frühstücksgeschirr zusam= menräumte und in die schmale, finstere Rüche hinaustrug, seufzte sie mehrmals tief und fast stöhnend. Sie lebte seit Jahren allein in die= ser kleinen Wohnung. Die Zinsen eines sehr bescheidenen Kapitals gestatteten ihr ein berufs= loses Dasein. Sie füllte ihre Zeit mit der Besorgung ihres Haushaltes, der immer in tadel= losem Zustand anzutreffen war, und mit der Anfertigung feiner Handarbeiten aus, die sie zu Weihnachten an entfernte Verwandte ver= schenkte. Im Sommer, wenn die Tage lang, hell und warm waren, hatte das Leben noch einen gewissen Reiz für sie. Sie konnte nach= mittags im kleinen Vorgärtchen sitzen und hie und da mit den Vorbeigehenden, wenn es Be= kannte waren, ein paar Worte wechseln; sie konnte auch einen Besuch machen, oder eine Bahnfahrt nach dem benachbarten Städtchen; der Winter aber umklammerte mit feindlicher Enge ihr allzu eintöniges Leben, indem er sie in ihre vier Wände einschloß, wo nur ganz selten jemand sie aufsuchte. Heute nun hatte sie deut= lich gesehen, daß diese böse Periode anzubrechen drohte. Der Wind entlaubte die Bäume in den Gärten und jagte die gelbroten Blätter über die Straße. Der Himmel hing in bleiernem Grau über den Dächern. Die Vorübergehenden wa= ren in ihre Mäntel gehüllt. Auch hier im Zim= mer war es falt; sie sollte wohl bald zu heizen beginnen, und doch gestatteten ihr ihre Mittel nicht, damit schon jetzt anzufangen. Monat lang mindestens mußte sie nun noch Die Wintergarderobe, seit Jahren nicht mehr ausgiebig erneuert, entsprach ihrer Bestimmung längst nicht mehr. Schon aus diesem Grunde konnte sie im Winter nicht aus= gehn und keine Besuche machen. Und dabei

würde das wohl-sieben bis acht Monate dauern. Wozu nur eigentlich, wozu? In den Leihbiblio= thekromanen, die sie zu lesen pflegte, kamen auch solche Gestalten vor, wie sie eine war, einsame, vergessene Mädchen, die nie von einem wirklichen Erlebnis berührt worden waren, die aber dann aus eigener Kraft sich einen Weg ins tätige Leben gebahnt und sich eine Aufgabe gesichert hat= ten. Ob sie das wohl auch im Stande gewesen wäre, wenn sie früher den Versuch gewagt hätte? Sie dachte jetzt manchmal daran. Vor zehn Jahren, bei der Mutter Tod, mit der sie vorher ein stilles, zufriedenes Dasein geführt hatte, war sie der Ansicht gewesen, es sei Glückes genug, daß ihr ein kleines Vermögen blieb, das für ihre Bedürfnisse reichte. Jetzt schien es ihr, als wäre es besser gewesen, wenn sie sich zwin= gender Not gegenüber gesehen hätte. wäre sie jetzt irgendwo in einer dienenden Stellung, müßte sich vielleicht hart abarbeiten, müßte sich bittere Demütigungen gefallen lassen, aber sie wäre doch unter Menschen, doch ein Glied in der Rette der Strebenden und Kämpfenden, doch nicht so abseits vom Wege, ohne Lebensinhalt. Nun aber war sie zu alt. Sie fühlte sich müde; zu nichts anderem mehr fähig als zu der Erledigung der gewohnten Beschäftigungen.

Während sie mit einer unlustigen Gleichgül= tigkeit ihre Zimmer in Ordnung brachte, kleine Nippesgegenstände abstäubte, die seit Jahren an derselben Stelle standen, zierliche Deckchen zum Fenster trug, um sie auszuschütteln, den messingenen Türgriff mit einem Stück Hirschleder polierte, schweiften ihre Gedanken, zuerst mühsam zurückgehalten, endlich gewaltsam sich frei machend, auf träumerischen Wegen in den Was diesen vergangenen Sommer zurück. Winteranfang so besonders trüb machte, so viel triiber als die vorhergehenden, das war der besondere Glanz, der über dem Sommer gelegen hatte. Sie gestand sich's jetzt ein: ein paar Monate lang hatte ihr Leben wieder Farbe, Inhalt, Traum, beinahe Hoffnung enthalten. In dem fleinen Ort war ein Fremder aufgetaucht. Nie= mand hatte recht gewußt, was er eigentlich sei. Er hatte ein Zimmer in einem Privathause gemietet und war alltäglich früh seinen Geschäften, die ihn mit der Bahn fortführten, nachgegangen, um abends regelmäßig zu gleicher Stunde zuriickzukehren. Sein Weg hatte ihn dabei an He-

lene Hammer's Wohnung vorbeigeführt. Und da sie abends, wenn er heimkehrte, entweder auf der schmalen Terrasse vor dem Hause oder an ihrem Parterrefenster saß, so war es ganz na= türlich, daß sich mit der Zeit eine gewisse, wenn auch unausgesprochene Bekanntschaft zwischen ihm und ihr anknüpfte. Wie es gekommen, wußte sie selbst nicht recht; aber eines Tages hatte er sie gegrüßt, indem er höflich den Hut zog; sie hatte diesen Gruß mit einem gemessenen Nicken erwidert. Von da an grüßte er immer, nach und nach freier; sie nickte freundlicher. In der letzten Zeit war der Gruß von beiden Sei= ten von einem Lächeln begleitet gewesen. war ein Mann in den besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, das heißt wohl zwischen vierzig und fünfzig, gut gekleidet und, wie Helene bei sich dachte, vornehm aussehend. Der Tag barg jett für sie eine geheime Erwartung. Ihr gan= zes Wesen blühte darin auf. Ihre Wangen wur= den rosiger, ihre Augen bekamen einen helleren Glanz. Sie verwendete noch mehr Sorgfalt auf ihr Außeres, als sie es ohnehin bisher getan. Man konnte finden, daß sie noch eine anmutige Erscheinung sei. Der Fremde fand es offen= sichtlich. Denn wenn er sich ihrem Hause näherte, pflegte er schon von weitem nach ihrem Platz auf der Terrasse oder nach ihrem Fenster zu spähen. — Helene spielte ein reizvolles Versteckspiel mit sich selber. Niemals gestattete sie sich ein klar= bewußtes Denken an den heimlichen Verehrer. Ja, sie gefiel sich barin, manchmal gang kalte Fragen an sich zu stellen, wie etwa: "Wer mag nur dieser fremde Herr sein? Warum hält er sich hier auf? Ob er irgendwo eine Familie, Frau und Kinder hat?" Niemals aber erwähnte sie seiner zu ihren Bekannten, die keine Ahnung bon Helenens Geheimnis hatten und sich nur über ihr lebhafteres und viel liebenswürdigeres Wesen wunderten. Sie hätte wohl sehr gerne einmal jemanden nach "Nam' und Art" des Unbekannten gefragt; aber ein eigentümliches Bangen vor der Antwort, die ihren Sommer= traum in kalte, graue Nüchternheit auflösen fonnte, hielt sie davon ab.

Nun aber war der Mann seit 14 Tagen versichwunden. Umsonst hatte sie jeden Abend auf ihn gewartet, umsonst gehofft, er möchte vorsübergehend abwesend sein; er war nicht mehr erschienen, und sie bedauerte nun schmerzlich, nie nach ihm geforscht zu haben, nichts von ihm zu wissen; der Gedanke, diese Unkenntnis über ihn und sein Verbleiben mit in den langen öden

Winter nehmen zu müffen, beklemmte sie felt= sam. Fast unerträglich erschien ihr die Vorstel= lung, nun wieder Tag um Tag dahinzuleben, ohne die prickelnde kleine Erwartung, ohne das schöne Licht, das durch diese stumme Bekannt= schaft über ihr armes Leben ausgegossen worden war. Zaghaft gestand sie sich's jetzt, daß im tiefsten Grund ihres Herzens eine Hoffnung gekeimt hatte, der Fremde möchte eines Tages bei ihr eintreten, mit ihr sprechen, sie auffordern, sein Leben mit ihr zu teilen. Daß er hatte ver= reisen können, ohne ihr auch nur durch einen Blick oder besonderen Gruß zu verraten, wie nahe die Trennung stand, bewies ihr, wie wenig sie ihm bedeutet hatte. Ja, manchmal stieg mit atemraubender Glut der Verdacht in ihr auf, er könnte beim Gedanken an sie spöttisch lächeln und sich mit der Gewißheit schmeicheln, in ihr eine späte Leidenschaft geweckt zu haben.

Und jett fegte herbstlicher Wind durch die Straßen, Regenschauer prasselten ab und zu ans Fenster, immer dunkler wurde der Tag.

Helene hatte ihr Wohnzimmer fertig aufge= räumt und trat ans Fenster, um es zu schließen. Da ging eben der Schreinermeister Werder vor= bei. Er sah und grüßte sie. Der Anblick dieses stattlichen Mannes berührte sie halb schmerzlich, halb tröstlich. Sie hatte ihn zwei oder drei Mal in Gesellschaft des Fremden gesehen, und bou seiner Person ging darum etwas wie Erinne= rung aus. Auch war ihr in letzter Zeit aufgefal= len, daß Werder, wenn er an ihrem Fenster vor= über ging, verstohlen zu ihr hereinsah. Das bewirkte, daß eine kleine törichte Vermutung in ihr flackerte, der Fremde möchte den biedern Mann nach ihrem Namen, ihrem Stand gefragt haben, und Werder empfinde darum nun ein aewisses neugieriges Interesse für sie. Der Schrei= nermeister war im Ort eine angesehene Versön= lichkeit, ein Handwerker nach alter Art, der viele Gesellen beschäftigte und selber tüchtig mitar= beitete. Was er schuf, war schön, geschmackvoll, fast künstlerisch. Das Ansehn, das er genok, war berechtigt. Vielleicht hatte der Fremde ihm Aufträge überbracht. Helene verlor sich in aller= lei Vorstellungen über die Herkunft des geheim= nisvollen Unbekannten; das unterhielt sie ein wenig, als sie am Nachmittag mit ihrer Hand= arbeit am Fester saß und hie und da melancho= lisch in den stürmischen Tag hinausblickte.

Plötlich ertönte die Klingel an der Haußtür. Das war etwas Seltenes. Augenblicklich war weder der Milchlieferant, noch der Bäkfer, noch der Briefträger zu erwarten. Mit einer gewissen Hatte legte Helene die Handarbeit weg. Sie hatte nicht beachtet, daß jemand sich dem Hause genähert hatte. Zuckende Möglichkeiten stiegen vor ihr auf. Zu ihrer überraschung sah sie dann den Schreinermeister Werder vor der Tür stehen. Sie begrüßte ihn freundlich, ohne ihn hereinzubitten, in der Erwartung, daß er sein Anliegen gleich an der Haustür vorbringen werde. Er aber behielt den Hut in der Hand und sagte mit einer ihm sonst nicht eigenen Verslegenheit:

"Ich möchte etwas mit Ihnen sprechen,

Fräulein Hammer!"

Da ließ sie ihn in stiller Verwunderung eintreten, und als er auch im Zimmer, nachdem sie die Tür zugemacht, noch nicht mit dem Zweck seines Besuches herausrückte, hieß sie ihn Platz nehmen. Sie sah erst jetzt, daß er sonntäglich

gefleidet war.

"Sie haben hier ein hübsches Möbel," begann er mit gemachter Unbefangenheit, indem er mit dem Kopf nach einem alten geschnitzten Schrank hinwies, "stammt noch von Ihrer Mutter, nicht? Solche Sachen sieht man heutzutage nur noch selten. — Sie würden sie auch nicht hergeben, denke ich. — Sie haben lauter hübsche Sachen, alle in gutem Stand."

Er sah sich rund im Zimmer um, während Helene sich fragte, ob er gekommen sei, um ihr ihre alten Familienerbstücke abzukaufen.

"Gewiß, es ist alles gut erhalten," sagte sie, "ich hänge an den Sachen; ich würde sie nicht

gerne hergeben."

"Begreiflich, begreiflich. Ja, Fräulein Hammer, — ich will es kurz machen. Ich will Sie etwas fragen; — Sie brauchen nur ja oder nein zu antworten. Ich vertraue auf Ihr gutes Herz, — wenn es "nein" ist, so werden Sie die ganze Sache für sich behalten."

Helene wurde es sehr beklommen zu Mut. "Ich kann mir nicht deuken — — "

"Diesen Sommer war ein fremder Herr hier, ich weiß nicht, warum er sich hier niedergelassen hat. Er hat so allerhand Geschäfte vermittelt, Waren, Geld — was weiß ich, — es geht mich nichts an. Aber er war ein nobler, angenehmer Herr; — ich habe ihm manches Stück Möbel geliefert — — ."

Helenens Herz klopfte stürmisch, während ihr Besuch so ruhig von der Person ihrer heim-

lichen Träumereien sprach.

Der Schreinermeister schien an einem schwie=

rigen Punkt angelangt zu sein, denn er drehte den Hut, suhr sich hinter die Ohren, zupste an seinen Armeln, endlich fuhr er fort:

"Er hat mein Hauswesen gesehen, mein kleines Mädchen, die Christine, — Sie kennen Sie

poqis.

Helene nickte mit verzerrtem Lächeln. Wowollte das hinaus?

"Er war wirklich ein guter Herr; es sei doch kein Leben, wenn man allein sei, ein rechter Mann müsse eine Frau haben, so meinte er."

Helene frampfte die Hände ineinander. Kam der Schreinermeister als Brautwerber für den

Fremden?

Da nahm der Meister Werder einen An-

lauf:

"Nun kurz und gut, — er erzählte mir von Ihnen; daß er Sie alle Tage sehe, daß Sie gut und freundlich aussähen, daß Sie auch allein seien, — und er meinte, da Sie und ich einander schon lange kennen und am gleichen Orte wohnen, ob ich's nicht versuchen wollte — ob ich Sie nicht fragen sollte —."

Er stockte. Helenens Gesicht hatte einen gar zu seltsamen Ausdruck. Einen Ausdruck, als

ob sie von jähem Krampf befallen sei.

In der Tat war es dem Mädchen zu Mute, als presse man ihr die Kehle zusammen. Mit tödlichem Schrecken hatte sie die Erkenntnis überfallen, daß der Schreiner sie für sich selbst zur Frau begehrte; nicht einen Augenblick, seit er das Zimmer betreten, hatte sie daran gedacht, daß er Witwer war. Und er — der Andere — ihr Sommertraum, — er glaubte, daß sie für diesen einsachen Mann als zweite Frau gut genung sei —.

"Ich will Sie nicht erschrecken, Fräulein Hammer," sagte der biedere Mann mit einer Weichheit in der Stimme, die man von ihm nicht erwartet hätte, "wie gesagt, ich frage Sie rund heraus, ob Sie meine Frau und meiner Christine Mutter werden wollen. Ich glaube, daß Sie mir mein Leben wieder behaglich und hell machen würden. Sagen Sie ja oder nein, und wenn es nein ist — wie ich jetzt fürchte, — so vertraue ich darauf, daß die Sache unter uns bleibt. Sie wissen ja, — die Leute haben böse Mäuler, und wenn sie sich über einen lustig machen können, so ist das ein Herrenfressen für sie."

Er erhob sich jetzt und stand wartend ba.

Man sah, es war ihm unbehaglich zu Mut und es sah fast aus, als ob ihm nun das Nein



Hans Thoma: Chriftuskind. Mit Genehmigung der Berlagsanstalt F. Brudmann A. G. in München.

erwünscht wäre, das ihn aus dieser peinlichen Situation befreien würde.

Helene stand auch auf. Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Aber dann zwang sie sich doch dazu, faßte sich mit Gewalt und sagte:

"Darf ich mir's nicht ein wenig überlegen, ob ich mit ja oder nein antworten soll? Ich bin auf Ihre Frage, die mich ehrt, so gar nicht vor= bereitet gewesen."

"Das ist auch wahr," erwiderte er aufatmend und mit gutmütigem Lächeln, "daran hab' ich gar nicht gedacht. Unsereins ist ein wenig tol= patschig. Nichts für ungut. Also dann über= legen Sie sich's, Fräulein Hammer, und wenn Sie mir das Nein innert drei Wochen nicht schriftlich mitteilen, so hol' ich mir das Ja mündlich. Abgemacht?"

Er streckte ihr die Hand hin. Es war eine feste, breite, harte, aber saubere Arbeitshand. Und als Helene ihre Finger darein legte und umschlossen fühlte, kam sie etwas Eigenes an, ein nie gekanntes Gefühl von Behagen. Hatte sie denn je, seit ihrer Mutter Tod, ihre Hand in eine Hand legen können, die ihr gehörte? Hier bot sich ihr eine solche. In wärmerem und freiserem Ton sagte sie:

"Abgemacht," und lächelte dabei.

Und der Schreinermeifter Werder ging ganz befriedigt davon.

Es war ein harter Kampf, den Helene in der nächsten Zeit zu fämpfen hatte. mußte sie mit der furchtbaren Ernüchterung fertig werden, die ihr die Entdeckung bereitete, daß der Fremde, von dem sie sich heimlich verehrt alaubte, sie dem gesellschaftlich und nach Bildung und Erziehung unter ihr stehenden Schreinermeister gewissermaßen angeboten hatte. Und das wurde ihr nicht leicht. Der Sommer= traum war gar zu schön und poetisch gewesen, als daß sie ihn so ohne weiteres hätte aus dem Herzen reißen können. Aber da sie sehr vernünftig und einsichtsvoll war, so gelang es ihr doch. Sie begann sich mit dem Gedanken ver= traut zu machen, ihr regelmäßiges, sturmloses Leben aufzugeben und als Frau und Mutter in ein einfaches Heim einzutreten, das an ihre Kraft und Selbstverleugnung wohl allerlei An= forderungen stellen, ihr aber dafür die Befriedi= gung eines ausgefüllten, zweckvollen Daseins bieten würde. Wenn sie das zarte Christinchen zur Schule gehen sah, lang aufgeschoffen, bleich und schüchtern, so befiel sie zugleich mit heim= licher Freude auch ein dumpfes Bangen. wußte wohl, es galt gewissermaßen, "ihr Leben zu verlieren," wenn sie Ja sagte; es hieß, sich aufgeben für Andere, die kleinen Altjungfern= gewohnheiten ablegen, sich ganz neu einstellen zu neuer Pflicht. O, sie wußte wohl, das alles war keine Kleinigkeit, und sie prüfte sich lange und genau, ob sie auch im Stande sein würde, den ihr gebotenen Platz auszufüllen. Oft war sie, wenn es ihr vorkam, als sei der neue Weg doch zu hart, zu mühsam, schon im Begriff, den Brief mit dem höflichen "Nein" abzufassen, ja, einmal hatte sie schon einen Entwurf dafür gemacht. Aber dann überlegte fie sich, wie sie dann zurückfallen würde in die Ode und Hoffnungs= losigkeit ihres nutlosen Daseins, und mit ei= nem Schauder des Erschreckens zerriß sie das Schreiben. Nein, sie wollte die ganze Sache als eine Fügung des Himmels betrachten. War es nicht seltsam, daß dieser Fremde hierher hatte kommen müssen, um Werder auf sie aufmerksam zu machen? Dieser Unbekannte, der mit eigenem Jugendhauch ihr Leben eine Zeit lang ver= flärt hatte, war der Träger ihres Schickfals gewesen. Er brachte zuerst Traum und Sehn= sucht in ihr zweckloses, der trägen Zufriedenheit verfallenes Leben, und weckte damit in ihrem Herzen Wille und Kraft. Denn aus Traum und Sehnsucht entstehen die bewegten Mächte in der Seele des Menschen, das fühlte sie nun. Und nun da sie sich innerlich lebendiger fühlte, lebendiger, weil sie litt und kämpfte, nun trat eine Aufgabe an sie heran. Nicht Erfüllung eines weichen Wünschens, sondern die Aufforderung zu Tat und Arbeit war es, was ihr wurde. Sie wußte es wohl, noch vor einem Jahr hätte sie die Werbung Werders ohne Besinnen und vielleicht mit Entrüstung abgewiesen. Das Traumer= lebnis mit dem Fremden aber hatte ihre Seele bereit gemacht, sich einer neuen Wirklichkeit hin= zugeben. Solche überlegungen bewegten Helene, als der letzte Tag der drei Wochen verflossen war, und sie erwartete von nun an mit Festigfeit das Erscheinen Werders. — Er kam nicht gleich. Es verging beinahe eine Woche. Und schon überfiel sie eine schmerzende Angst, er möchte überhaupt nicht mehr kommen. Aber er kam. Sie war sehr verwirrt und verlegen, als er bei ihr eintrat. Aber sein gutes Ge= sicht drückte so viel Genugtuung und Freude aus, daß fie bald ihre Sicherheit fand und ihm mit ruhigen Worten mitteilen konnte, sie habe sich die Sache überlegt und wolle mit aufrichtigem Herzen versuchen, ihm eine gute Frau, seisnem Töchterchen eine gute Mutter zu sein.

Es gab Geschwätz, Aufsehen und Spott unter den Leuten, wie bei jeder solchen Gelegenheit. Aber Helene ließ sich dadurch nicht beirren. Täglich begab sie sich in Werders Haus, machte sich mit seinem Haushalt vertraut, bemühte sich um das Vertrauen und die Zuneigung Christinchens und kam täglich mit stillem, tief befriedigtem Herzen in ihr Heim zurück. Es bedurfte keiner langen Vorbereitungen. Nach einigen Wochen fand die Hochzeit statt und als am heiligen Abend die kleine Familie bei ihrem Weihnachtsbäumchen saß, da sagte Werder zu seinem Töchterchen:

"Weißt du noch, Christinchen, wie einsam und trübselig wir vor einem Jahr Weihnachten geseiert haben? Damals hätten wir nicht gehofft, daß wir's dieses Jahr so gemütlich und warm haben würden."

Und Christinchen warf sich der neuen Mut= ter an den Hals und küßte sie zärtlich.

## Von artigen und unartigen Kindern.

Wie schnell sind viele oberflächliche Eltern oder Erzieher mit dem guten oder mit dem schlechten "Nötli" bei der Hand: "das Kind ist artig", "das Kind ist unartig!" Und doch ist nirgendwo die Berücksichtigung der Wahrheit mehr am Plate, daß Schein und Sein verschieden find, als eben hier! Außerdem hilft die dem Kinde erteilte Zenfur: "du bist unartig," weder dem Kinde zur Besserung noch dem Erzieher zum Verständnis seines Zöglings, wenn dieser Er= zieher nicht zugleich auch einsieht, warum das Kind unartig ist. Man kann ohne übertreibung sagen, daß bei diesem Unartigsein fast allemal irgend etwas "dahinter steckt." Nirgendwo ist es mehr am Plate, ein wenig praktische und bolkstümliche Tiefenpspchologie zu treiben, nir= gendwo offenbart sich die Wichtigkeit des Unbewußten in der Kindesseele so deutlich, als im Ar= tig= oder Unartigsein des Kindes. Zahlreiche unverständige Mütter nennen ihr Kleines ohne weiteres "unartig", sobald es schreit. Das ist gewiß höchst oberflächlich. Man muß sich zu= nächst fragen, warum das Kind schreit. Das ist ein wichtiges Kapitel der Kindererziehung. Schopenhauer, der große Philosoph und Pessimist, hat behauptet, das Kind schreie, um seiner Un= zufriedenheit darüber Ausdruck zu geben, daß man es in diese schlechteste aller Welten, in dieses irdische Sammertal hinein geboren habe, ohne es um seine "Einwilligung" zu fragen. Daher lei auch die erste Lebensäußerung des Neuge= borenen ein jammervoller Protestschrei. Diese Deutung ist gewiß gekünstelt und allzu "philosophisch". Die richtige Deutung ist viel ein= facher: das Kind schreit, weil es ein Bedürfnis hat. Die körperlichen Bedürfnisse: Hunger, Durst, Entleerungsdrang, unbequeme Körper= lage usw. sind verhältnismäßig leicht zu durch=

schauen und zu befriedigen. Schwieriger ist dies bei den seelischen Bedürfnissen. Es gibt da zwei charakteristische Inpen von Schreihälsen aus seelischem Bedürfnis: den Angst-Schreihals und den Zwäng-Schreihals. Ein erfahrenes Mutterohr wird schon aus dem bloken Klang des Schreiens ohne weiteres heraushören, ob das kleine Wesen schreit, weil es Angst hat oder weil es sich etwas ertroten will. Schon in der Wiege offenbart sich der zukünftige Trotzkopf und zukünftige "Zwänggring" durch die Art seines Schreiens. Ein böser, nichtsnutiger Ton flingt heraus. Und schon jetzt kann und soll die Erziehung einsetzen, die unter allen Umstän= den verhindern muß, daß sich im Kinde die Er= fahrung und der Grundsatz festsett: "ich kann alles erreichen, was ich will, ich brauche nur lange und laut genug zu schreien und aufzube= gehren!" Wehe den Eltern, die es nicht ver= stehen, durch folgerichtiges, zwar stets liebevol= les, aber niemals wankelmütiges Verhalten schon dem Kleinkind die Erfahrung einzu= flößen, daß seine Zwängerei niemals etwas nütt. Die "Liebe", die dem Zwänggring gegen= über aus falschem "Mitleid" nachgibt, ist keine wahre Liebe, die das wahrhaft Beste für das geliebte Wesen will, sondern Affenliebe, die den Trottopf züchtet. Mutter und Kind müffen dabei zulett beide notwendig unglücklich werden.

Ich komme nun zum Angstschreihals. Wir müssen Angst und Furcht von einander unterscheiden. Beides sind unlustvolle Erwartungssgefühle. Aber die Furcht erwartet unlustvoll etwas auf uns Eindringendes, einen Angriff, irgend eine Gewaltsamkeit. Die Angst dagegen erwartet unlustvoll einen Berlust, ein Weggehen, Verschwinden, Fortnehmen usw. Das Kind fürchtet sich vor dem Böhlimann, vor